



Der Gesellschafter Blätter für Geist und Herz.

1825.

Freitag den 25. Juli.

118tes Blatt.

Ueber die Zufriedenheit.

Eine Göttemauer. Rede von Gottfried August Bürger.
1788.

Wenn man gesund, und sowohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich leugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wenn mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Streid mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umspinnen wären, als ob das alte, dunkle, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Ebtin-gische Bitterung und der Schnypfen in gerader Linie ab zu sammen scheinen. Sobald mir aber einmal der Streid nur etwas loser sitzt, sobald das Wollengespinnt von meinen Nerven ein wenig sich abgestreift und das Instrument seinen helleren, reinen Naturton giebt, sobald die ungedehliche, lähmende Dezember-Bitterung der Seele sich auflüdt, so wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheits-Katechismus fein im Gedächtnisse habe und beobachte. Und dieser ist überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der sammt gewiß aus dem Geschlechte der Ohnesorgen!“ kann hierbei Mancher sagen oder denken.

Den Ohnesorgen liegt das, so in der Art, daß sie zufrieden und glücklich sind, sie mögen viel oder wenig haben, sie mögen hoch oder niedrig, oder auch gar nicht auf der Ehren-Liste des Staates stehen. — Ihr habt Recht, ihr Herren, die Ohnesorgen sind ein zufriedenes und glückseliges Volkchen; vergesst doch aber nicht, zugleich mit hinzu zu fügen: besonders, wenn sie Gott vertrauen. Daß der Sorglose zufrieden ist, das ist des Wunderns eben nicht werth. Wenn der Mensch bei seinem gegenwärtigen Zustande keine Spanne lang vor sich hinaus in die Zukunft sieht, so kann er leicht zufrieden seyn, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigstens neunzig aus Neid oder wegen Besorgniß in Ansehung der Zukunft sind.

Der Erleb, nur fröhlichen Empfindungen nach zu hängen, so wie den Kummer zu verbannen, ist so allgemein, und den Trostgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir so gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und sein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum sehen wir sonst — zur großen Verherrlichung der ewigen Vorfißt, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maas von Glücksgütern ausschließlich hat binden wollen — warum sehen wir sonst so viele Zufriedene, so viele Glückliche in der äußersten Dürftigkeit?

Meine Brüder, lassen Sie uns doch einmal ein wenig sehen, was uns wohl einen Theil dieser Zufrie-

denheit gewähren könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja vielleicht sehr viel dazu beitragen. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unsere Umstände bis zu einer thierischen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herab zu sinken braucht, so stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglück gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät in seine Lage. — So wie unsere Sinneswerkzeuge von selbst die gewohnte Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Gegenstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserm Glücke, weil sie es dunkel fühlt, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe. Dies ist nun freilich noch ein sehr niedriger, ja, der allerniedrigste Grad der Zufriedenheit; es ist eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Cultur und Berechtigung des vorzüglichsten Gewächses darbietet. Wir wollen weiter sehen, wie es sich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächsten Erfordernissen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit schon ungemein erhdht werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunst, mit gesunden guten Augen auch gut zu sehen. Ich verstehe hierunter die Neigung und Geschicklichkeit, sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vor zu stellen und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte zu bemerken. Wenn man die beiden Wahrheiten gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt sehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll,“ so muß nothwendig unsere Zufriedenheit von unserer Art, die Sachen zu betrachten, oder von einer glücklichen Gabe und Kunst, zu sehen, abhängen. Es ist überhaupt keine so traurige und nach der Meinung des großen Haufens noch so hohe Begebenheit, die nicht von einer vergnügt gestimmten Seele oder von einem verständigen Mann von einer guten Seite könnte angesehen werden. Und ich glaube, wie es, unsern gesunden Verstand ausgenommen, kein irdisches Gut giebt, das man unbedingt ein Gut nennen kann, so giebt es auch kein Uebel, das man nicht woju nutzen kann, wenn man nur Verstand hat. Unser Verstand ist die Biene, die aus jeder Blüthe und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu saugen vermag. — Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, so gehdrt gewiß diese glückliche Kunst unter die beneidenswürdigsten Dinge. Sie erhdhert den ganzen Gesichtskreis unseres Lebens und

schafft einen unvergänglichen Frühling um uns her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fisch im Wasser; unser Blut fließt leicht durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns unsere Leichtigkeit; wir finden alle Menschen lebenswürdig und werden von ihnen wieder lebenswürdig gefunden. Kurz, es ist nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhdht, als die herrliche Kunst, Menschen und Dinge von der guten Seite an zu sehen; und sie ist gar so schwer nicht, als man sich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu unwillig, träge und verdrossen ist, ein wenig um sie herum zu gehen und den Standort der Betrachtung zu wechseln. Das Gute, was sich allenthalben findet, springt dann ganz von selbst in die Augen.

Nächst dieser Kunst, zu sehen, getraue ich mir auch das als ein sehr wirksames Mittel der Zufriedenheit vor zu schlagen, wenn man seinen Wünschen sehr oft die Flügel beschneidet und sie nach solchen Mitteln der Befriedigung stimmt, die in unserer Gewalt stehen. Auch dies zu bewerkstelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen schon vorgearbeitet. Denn natürlicher Weise begehrt unser Wille nur diejenigen Dinge, die sich unser Verstand einigermaßen als möglich vorstellt. Wer ist so unnatürlich thöricht, sich in den Mond oder in eins der Paradiese zu wünschen, die es auf andern Planeten geben mag, und sich von solchen Wünschen beunruhigen zu lassen? Und warum thun wir dies nicht? Weil dem Verstande keine Mittel einleuchten, solche Wünsche zu befriedigen. Aber warum gewöhnern wir uns denn nun nicht, alle Dinge außer uns als eben so über unser Vermögen zu betrachten? Und das müssen wir allerdtags, wenn wir nur einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken; denn sobald wir gethan haben, was wir wußten oder konnten, und der Erfolg entspricht dennoch unsern Wünschen nicht, so muß man denken, die Erlangung war, wenigstens für dies Mal, eben so unmöglich, als es unmöglich ist, in's Paradies der Thoren im Monde auf Gänseflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieses, so würden wir es eben so wenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unserer Geburt, unserer Talente oder unserer Geschicklichkeit fordern zu können glauben, erbegehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld erbegehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben sitzen, oder, wie der Dalai Lama, göttlich verehrt und angebetet werden. Ja, noch mehr! Wir werden sogar aus der Noth eine Tugend machen, und eben so wenig gesund zu seyn fordern, wenn wir nun einmal krank sind und unstreitig krank seyn sollen; eben so wenig frei, wenn wir gefangen sind, als wir verlangen, aus unzerstörbarem

Stoffe, aus gebiegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu seyn, oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tschimborasso erheben zu können. In dessen können wir bei diesen geringen Mitteln immer noch glücklich seyn, wenn nur unsere Wünsche nicht größer sind, als die Mittel, sie zu befriedigen. Freilich ist das wohl gewiß, daß ein wohlgestalteter, kraftvoller Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt und der dabel eben so weise als tugendhaft ist, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein armer, ungesunder, übelgestalteter Krüppel, bei aller seiner Weisheit und Tugend. Allein, so wie ein kleiner Becher eben so voll seyn kann, als der größte Ehren-Pokal, ob er gleich weniger Wein enthält, so kann man auch annehmen, wenn man eines Jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung seiner vernünftigen Wünsche nimmt, daß die allerbedürftigsten und ärmsten Menschen, die vom Glücke am übelsten behandelt und vernachlässigt sind, eben so zufrieden und vergnügt seyn können, als die Lieblinge des Glückes, ob sie gleich nicht eine so hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

(Der Schluß folgt.)



Der Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz.

1825.

Sonnabend den 26. Juli.

119tes Blatt.

Ueber die Zufriedenheit.

(Schluß.)

Lassen Sie also, meine Brüder, in einer solchen Unabhängigkeit von der Beherrschung des Glückes uns erhalten, daß, wenn wir gleich keine Gelegenheit veräumen, die Vortheile fest zu halten, die es uns anbietet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es sie uns verweigert. Wäre mir das Glück eine Million an, so streckte ich zuverläßig meine Hände danach aus, und reichete es mir in der andern zwei Millionen dar, so griffe ich ganz gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja nach hundertern am allerliebsten. Weil das nun aber nicht geschieht, und sicherlich deswegen nicht geschieht, weil es in der Reihe und dem Zusammenhange der Dinge gar nicht geschehen kann, nun — so ist es auch gut. O, wie großes Unrecht mögen wir oft dem armen Glücke thun, das vielleicht schwächer, als wir, ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft eben so, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souverain, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell an zu stellen im Stande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmack seyn mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Recept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man bestrebe sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werthe verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Specificum für den Neid; denn es bezieht sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen eben die Güter besitzen und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig seyn, so würde es der seyn müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist; denn das ganze Wesen ihres Wertes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! — sollten die Gegenstände des Neides seyn, so könnten sie es nicht anders werden, als wenn man sie zu bloßen Mitteln des Geldgeizes und der Ehrsucht herabwürdigt. Alsbald müssen sie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren, wie alle andern Artikel, wenn der Markt damit überladen ist. Unterscheiden muß man also die Güter, die ihren Werth dadurch verlieren können, daß andere Menschen ähnliche besitzen, von denjenigen, die durch diesen Umstand an ihrem inneren Gehalt und Werth nichts einbüßen. Es würde ein Mensch, der eine Million besäße, unbeschreiblich reich seyn, wenn Niemand außer ihm Geld hätte; aber er würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menschen das Geld zu hundert und tausend Millionen besäßen. In ähnlicher Rücksicht sind auch gute Eigenschaften angenehme und nützliche Talente, die Jemand besitzt, desto rühmlicher, je Wenigere sie außer ihm besitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, so wie den Reichthum, zu beneiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf Reichthümer und Ruhm, welche sie begleiten können, werden dadurch an sich keinesweges vermindert, daß auch Andere sie besitzen. Es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man Andere deswegen beneiden soll.

Ein vorreflexiver Weltweiser, Descartes, erhdht die Anmerkung noch durch folgende Betrachtung: Die Güter, welche die zahllosen denkenden und empfindenden Geschöpfe der unbegrenzten Natur genießen, sind von der Art, daß uns dadurch nicht das Mindeste abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchste Wesen lieben und in Ansehung der Geschöpfe unsern Willen mit dem seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommener, edler und größer das

Ganze ist, wovon wir Theile sind, und desto mehr Ursach haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen; und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf Denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglück ir's Daseyn hervor gerufen, oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangle, dessen es in seiner jedesmaligen Lage zu seinem Wohlfeyn bedarf. Alle übrigen Mittel dienen bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe aus zuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos seyn? — Allein können wir das wohl; und wenn wir es können, sollen wir es? — Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig seyn, um in seinem männlichen Alter brauchbar zu werden und sein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er erndten will? Allerdings; das soll er! Aber, wenn er seine Pflicht gethan hat, so soll er sich auch auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag — er mag sie ihn genießen lassen oder nicht, der Frost mag sie in der Blüthe tödten oder Mäße, Dürre, Ungeheuer schon nahe an ihrer Reife zerstreuen, Hagel mag den Halm zerknicken oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reißen — glauben soll er und wissen, daß Alles, was Gott thut, wohl gethan sey. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht sowohl der Sorglose, als vielmehr derjenige seyn, der Gott vertraut.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrag ermüden, meine Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung, daß ich Sie nicht besser unterhalten habe. So gern ich es gethan hätte, so haben mich doch meine Geschäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dies Wenige, dachte ich indessen, wäre doch besser, als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichste im Jahre ist. Da wir uns an demselben hauptsächlich zum Wohlfeyn und zur Freude versammeln, so glaubte ich, diese kurze Betrachtung könnte vielleicht insofern einen schicklichen Bezug darauf haben, daß sie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Distelbusch aus zu jäten, der dem Wachsthum des herrlichsten Gewächses sonst hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns Allen dazu sein Gedeihen, und lasse uns sowohl diesen als alle übrigen Tage dieses neuen Logen-Jahres zu wahrer Zufriedenheit und Glückseligkeit gesegnet seyn! Gottfr. Aug. Wä r g e r.